

- onsformen und gesellschaftliche Problemlagen. Weinheim und München, 2., überarb. u. erg. Aufl. der Neuauflage
- Kardorff, E. von, 1978: Modellvorstellungen über psychische Störungen: Gesellschaftliche Entstehung, Auswirkungen, Probleme. In: Keupp, H./Zaumseil, M. (Hrsg.): Die gesellschaftliche Organisierung psychischen Leidens. Zum Arbeitsfeld klinischer Psychologen. Frankfurt am Main: 539-589
- Keupp, H., 1972: Psychische Störungen als abweichendes Verhalten. Zur Soziogenese psychischer Störungen. München-Berlin-Wien
- Klein, U., 2005: Klinische Sozialarbeit in der Gerontopsychiatrie: Wege zum Verstehen und zur Behandlung familiärer Krisensituationen. In: Geißler-Piltz, B. (Hrsg.): Psychosoziale Diagnosen und Behandlung in Arbeitsfeldern der Klinischen Sozialarbeit. Münster: 137-151
- Kling-Kirchner, C., 2000: Klinische Sozialarbeit und soziale Beratung. Spezialisierungen wie Suchtberatung, Supervision und Familientherapie können in einem Fachgebiet »Klinische Sozialarbeit« aufgehen. In: Blätter der Wohlfahrtspflege. Deutsche Zeitschrift für Soziale Arbeit. 147. Jg./Heft 5+6: 107-109
- Knoll, A., 2000: Sozialarbeit in der Psychiatrie. Von der Fürsorge zur Sozialtherapie. Opladen
- Kurlemann, U./Nau, H./Weis, I., 2002: Klinische Sozialarbeit – Anforderungen an die Ausbildungsstätten. In: Gödecker-Geenen, N./Nau, H. (Hrsg.): Klinische Sozialarbeit. Eine Positionsbestimmung. Münster: 126-139
- Lempp, R., 1991: Therapie und Pädagogik in der Kinder- und Jugendpsychiatrie. In: Lehmkühl, U. (Hrsg.): Therapeutische Aspekte und Möglichkeiten in der Kinder- und Jugendpsychiatrie. Berlin und Heidelberg: 58-64
- Mühlum, A., 2001: Sozialarbeit + Gesundheitsarbeit = Klinische Sozialarbeit? Kompetenzen und Profile in einem unübersichtlichen Feld. In: Gesundheitswesen. 63. Jg./Sonderheft 2: 130-133
- Mühlum, A., 2002a: Gesundheitsförderung und klinische Fachlichkeit. Auf dem Weg zur Klinischen Sozialarbeit. In: Dörr, M. (Hrsg.): Klinische Sozialarbeit – eine notwendige Kontroverse. Baltmannsweiler: 10-22
- Mühlum, A., 2002b: Klinische Sozialarbeit – Stationen einer Kontroverse. In: Gödecker-Geenen, N./Nau, H. (Hrsg.): Klinische Sozialarbeit. Eine Positionsbestimmung. Münster: 18-56
- Mühlum, A., 2002c: Klinische Sozialarbeit – Modebegriff oder Modernisierungsprojekt? In: Eggebrecht, F./Pehl, Th. (Hrsg.): Chaos und Beziehung. Spielweisen und Begegnungsräume von Sozialtherapie, Psychotherapie und Beratung. Tübingen: 235-248
- Mühlum, A., 2008: Klinische Sozialarbeit und Gesundheitsförderung. In: Gahleitner, S. B./Hahn, G. (Hrsg.): Klinische Sozialarbeit. Bd.1. Zielgruppen und Arbeitsfelder. Bonn: 62-74
- Mühlum, A./Gahleitner, S. B., 2010: Klinische Sozialarbeit – Fachsozialarbeit: Provokation oder Modernisie-
- rungsprojekt der Sozialen Arbeit? In: Gahleitner, S. B. [et al.] (Hrsg.): Disziplin und Profession Sozialer Arbeit. Entwicklungen und Perspektiven. Opladen & Farmington Hills, MI: 95-113
- Müller, C. W., 2006: Wie Helfen zum Beruf wurde. Eine Methodengeschichte der Sozialen Arbeit. Weinheim und München, Neuauflage
- Neumann-Mehring, S./Peter, H., 1978: Von der Psychologisierung des Alltags zur »therapeutischen« Sozialarbeit? In: neue praxis. Kritische Zeitschrift für Sozialarbeit und Sozialpädagogik. 8. Jg./Sonderheft Sozialarbeit und Therapie: 151-157
- Neumann, W. [et al.], 1978: Gegen ein medizinisches Krankheitsmodell. In: neue praxis. Kritische Zeitschrift für Sozialarbeit und Sozialpädagogik. 8. Jg./Sonderheft Sozialarbeit und Therapie: 163-165
- Olk, Th., 1986: Abschied vom Experten. Sozialarbeit auf dem Weg zu einer alternativen Professionalität. Weinheim und München
- Paulitsch, K./Karwautz, A., 2008: Grundlagen der Psychiatrie. Wien
- Pauls, H./Mühlum, A., 2004: Klinische Kompetenzen. Eine Ortsbestimmung zur Klinischen Sozialarbeit. In: Sozialmagazin. Die Zeitschrift für Soziale Arbeit. 29. Jg./Heft 12: 22-27
- Pauls, H., 2011: Klinische Sozialarbeit. Grundlagen und Methoden psycho-sozialer Behandlung. Weinheim und München, 2., überarb. Aufl.
- Rauchfleisch, U., 2001: Arbeit im psychosozialen Feld. Beratung, Begleitung, Psychotherapie, Seelsorge. Göttingen
- Schön, B., 1993: Therapie statt Erziehung? Chancen und Probleme der Therapeutisierung pädagogischer und sozialer Arbeit. Frankfurt am Main, 2., erw. Aufl.
- Schilling, J., 2005: Soziale Arbeit. Geschichte-Theorie-Profession. München, 2., überarb. Aufl.
- Scobel, W. A., 1991: Was ist Supervision? Göttingen, 3., durchges. Aufl.
- Senftleben, H. U., 2001: Gesundheitswesen, Krankenhaussozialarbeit und »Clinical Social Work«. In: FORUM Sozial. 7. Jg./Heft 2: 18-22
- Staub-Bernasconi, S., 1995: Das fachliche Selbstverständnis Sozialer Arbeit – Wege aus der Bescheidenheit. Soziale Arbeit als »Human Rights Profession«. In: Wendt, W. R. (Hrsg.): Soziale Arbeit im Wandel ihres Selbstverständnisses. Beruf und Identität. Freiburg im Breisgau: 57-104
- Terbuyken, G., 1997: Verstehen und Begleiten. Konzeptionelle Überlegungen zum Selbstverständnis von Sozialarbeiter/-innen in der Psychiatrie. In: Soziale Arbeit. Zeitschrift für soziale und sozialverwandte Gebiete. 46. Jg./Heft 2: 38-48
- Thiersch, H., 1978: Zum Verhältnis von Sozialarbeit und Therapie. In: neue praxis. Kritische Zeitschrift für Sozialarbeit und Sozialpädagogik. 8. Jg./Sonderheft Sozialarbeit und Therapie: 6-24
- Thiersch, H./Grunwald, K./Königeter, S., 2010: Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. In: Thole, W. (Hrsg.):

Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch. Wiesbaden, 3., überarb. u. erw. Aufl.: 175-196

Wendt, W. R., 1995: Die klinische Sozialarbeit braucht ein Profil. In: Blätter der Wohlfahrtspflege. Deutsche Zeitschrift für Sozialarbeit. 142. Jg./Heft 10: 256-257

Wendt, W. R., 2002: Praxisfelder klinischer Sozialarbeit.

In: Dörr, M. (Hrsg.): Klinische Sozialarbeit – eine notwendige Kontroverse. Baltmannsweiler: 39-49

Zurhorst, G., 2008: Klinische Sozialarbeit in der Schule. In: Gahleitner, S. B./Hahn, G. (Hrsg.): Klinische Sozialarbeit. Bd.1. Zielgruppen und Arbeitsfelder. Bonn: 137-150

Verf.: Tobias Ruttert, B.A. Erziehungswissenschaft, Westfälische Wilhelms Universität Münster, 48149 Münster
E-Mail: tobias.ruttert@web.de

Leuchte, Vico; Theunissen, Georg (2012): Sozialraumorientierung - Schlagwort oder neues Fortschrittsprogramm für die Behindertenhilfe? In: Neue Praxis Np ; Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik. 42 (4), S. 345-?362.

Vico Leuchte/Georg Theunissen

Sozialraumorientierung – Schlagwort oder neues Fortschrittsprogramm für die Behindertenhilfe?

Vorbemerkungen

Wer die Entwicklung auf dem Gebiet der Sozialen Arbeit verfolgt, wird unschwer erkennen, dass in den letzten Jahren ein Ansatz unter dem Stichwort Sozialraumorientierung hoch im Kurs steht (Budde/Früchtel/Hinte, 2006; Deinet/Krisch, 2002; Hinte, 2001a;b; Hinte/Treeß, 2007; Merten, 2002). Dies betrifft insbesondere die Kinder- und Jugendhilfe. Inzwischen hat der Ansatz der Sozialraumorientierung auch die Behindertenarbeit erreicht, wo er immer mehr Zuspruch findet (DHG, 2008; Franz/Beck, 2007; Hoch, 2011; Krach, 2010; Schwarte, 2010; Seifert, 2010; 2011a;b). Hierzu konstatiert Franz (2007:1) zwei wesentliche Impulse: »Zum einen bezieht sich Sozialraumorientierung sehr eindeutig auf den Willen der Betroffenen (...). Dies schließt an den Diskurs um Selbstbestimmung in der Behindertenhilfe an. Zum anderen können die Zusammenarbeit mit sozialen Netzen und die Eröffnung und Nutzung sozialräumlicher Ressourcen als Konkretisierungen von Teilhabe verstanden werden. Damit schreibt sich Sozialraumorientierung in die zentralen Handlungsaufträge der Eingliederungshilfe nach SGB IX ein.«

Der Ansatz der Sozialraumorientierung scheint für die Arbeit mit behinderten Menschen¹ eine verheißungsvolle Angelegenheit zu sein. Allerdings zeichnet sich aus unserer Sicht die Gefahr ab, das Kinde mit dem Bade auszuschütten, wenn nunmehr vollmundig die Sozialraumorientierung zu einem neuen Fortschrittsprogramm für die Behindertenhilfe erhoben wird, ohne dabei ihre Implementierung im Bereich der Kinder- und Jugendhilfe kritisch zu reflektieren und Aspekte einer lebensweltbezogenen Behindertenarbeit zu beachten, wie sie bereits seit geraumer Zeit in Specks System Heilpädagogik (2003) sowie im Umfeld des Empowerment-Konzepts (Theunissen, 2009) aufbereitet wurde. Gleichermassen bedeutsam sind in diesem Zusammenhang Konzeptionen im Hinblick auf die Zielperspektive »Lebensqualität« (Schalock et al., 2002; Wehmeyer/Schwartz, 1998) sowie empirische Aufschlüsse darüber, wie Menschen mit Lernschwierigkeiten ihre Lebenslage selbst beurteilen (Schäfers, 2008). Im Zusammenspiel mit dem Empowerment-Konzept und dem Lebensweltbezug führt uns die Beachtung der Subjektperspektive die Vermessung faktischer, »objektiver« Lebensbedingungen vor Augen.

Vor diesem Hintergrund sollte der Ansatz der Sozialraumorientierung nicht vorbehaltlos und unvermittelt aus der Kinder- und Jugendhilfe auf die Behindertenarbeit übertragen, sondern auf der Grundlage einer kritischen Reflexion und zielgruppenbezogenen Aufbereitung mit der lebensweltbezogenen Behindertenarbeit verschaltet werden. Zum Verständnis dieser Argumentation bietet es sich an, zunächst die Sozialraumidee in ihrer historischen Verwurzelung aufzunehmen. Im Anschluss daran gilt es, die Sozialraumkonzeption allgemein und im spezifischen Kontext der Behindertenhilfe kurz zu erörtern. Dazu zählt notwendigerweise auch, einige Unterschiede herauszuarbeiten, wie die Rezeption einerseits in der Kinder- und Jugendhilfe und wie sie andererseits in der Behindertenhilfe erfolgte. Gleichermassen werden dabei ihre Potenziale, Schwächen und möglichen Gefahren in den Blick genommen. Reflexionen einer am Lebensweltbezug ausgerichteten Sozialraumorientierung bilden den Schluss.

Aufnahme der Diskussion um die Sozialraumidee

Historische Wurzeln

Die frühen Wurzeln des Begriffs Sozialraum wie auch seine pädagogisch-konzeptionelle Ausformulierung Sozialraumorientierung lassen sich in der Gemeinwesenarbeit (Addams, 1910), in der Fallarbeit (Richmond, 1917; 1922) und in der Stadtsoziologie (insbesondere im Umfeld der frühen Chicago-Soziologie; Thomas/Znaniecki, 1918/1922; Park, 1928; Park/Burgess/McKenzie, 1925) finden. Diese frühe Orientierung am Sozialraum, auch wenn dieser Begriff in den Schriften der oben genannten Autoren noch nicht auftaucht, hat enorm viel mit den komplexen Entwicklungen und Problemen der amerikanischen Gesellschaft um die Wende zum 20. Jahrhundert zu tun. Am Beginn jenes Jahrhunderts entstanden die ersten klassischen ethnografischen Forschungsmonografien an der gerade erst gegründeten University of Chicago (1890). Dabei muss gesehen werden, dass Chicago Mitte des 19. Jahrhunderts lediglich um die 30.000 Einwohner zählte. Um 1920, also ein gutes halbes Jahrhundert später, war die amerikanische Kleinstadt zu einer blühenden

¹ Der vorliegende Beitrag bezieht sich in erster Linie auf Menschen mit Lernschwierigkeiten oder komplexer Behinderung (geistiger Behinderung).

Metropole mit ca. drei Millionen Menschen angewachsen. Von der nahezu hilflosen Sozialpolitik instruiert, konzentrierten sich die empirischen Fragestellungen der »School of Chicago« auf die sozialen Probleme der modernen Stadt, wie sie durch Einwanderung von Menschen unterschiedlicher kultureller Herkunft, Verstädterung, Industrialisierung, Arbeits- und Obdachlosigkeit, soziale, kulturelle und ethnische Segregation etc. unübersehbar waren.² Die sozialökologisch-naturalistische Perspektive der Forscher beinhaltete, die Betroffenen in ihrer unmittelbaren Lebensumgebung aufzusuchen und ihre Erlebnisse und Erfahrungen sozusagen »aus erster Hand« einzuholen. Für diese Forschungsperspektive könnte man heute den Begriff »going native« (Legewie, 1991, 192) verwenden.³ Auch wirkten hier unterschiedliche Kreise, die an einer Veränderung der politischen und sozialen Probleme interessiert waren, mehr oder weniger zufällig zusammen: die philosophische Schule des Pragmatismus (Peirce, James, Dewey), die gleichermaßen einen Flügel der sozialreformerischen Kräfte darstellte, die sozialpolitisch und sozialarbeiterisch ausgerichteten Forschungsperspektiven und Themenstellungen der »ersten Generation« der Chicago-Soziologen vom Department of Philosophy sowie die Soziale Arbeit in den Wohnvierteln, in denen jene sozialen Probleme am deutlichsten zutage traten (so die »Charity Organization Societies« oder die Settlementbewegung in Chicago). Auch wenn wir an dieser Stelle unsere Annahme nicht vertiefen können, so kann es gut möglich sein, dass die sozialen Konflikte und Problemlagen bisweilen so gravierend waren, dass die Soziale Arbeit Jane Addams im »Hull-House« und Mary Richmonds Praxis des »Social Case Work« gar nicht darauf verzichten konnte, »die Konzentration auf das Individuum durch die [sozialbeziehungsgebundene, Anm.: d. Verf.] Arbeit mit seiner Umwelt« (Richmond, 1922: 98) zu verschränken. Damit setzte Richmond, vielleicht noch ein wenig stärker als Addams, den Schwerpunkt auf so etwas, was wir heute stadtteilbezogene Soziale Arbeit nennen.⁴

² Neben Thomas/Znanieckis »The Polish Peasant in Europe and America« (1918/1922) sind hier als geringe Auswahl folgende Beispiele zu nennen: N. Andersons Studie »The Hobo« (1923) über Stadt- und Landstreicher in Amerika, ihren Erfahrungen mit Menschen und Städten, dem Leben auf der Straße, in den Vororten und Slums; H.W. Zorbaugh »Gold Coast and the Slum« (1929) über die Probleme der Gettoisierung in den amerikanischen Städten, der Obdachlosigkeit und Prostitution; C.R. Shaws »The Jackroller« (1930/1966) über kriminelle Laufbahnen von Jugendlichen, ähnlich der Studie von F.M. Trasher »The Gang« (1927/1959); P.G. Cressey »The Taxi-Dance Hall« (1932/1972) und R.S. Cavens »Suicide« (1928); etwas später, in den vierziger Jahren, W.F. Whytes ethnografische Studie »Street Corner Society« (1943/1981) über Leben und Kultur ethnischer Straßengangs in »Cornerville«, einem von italienischen Einwanderern bewohnten Problemviertel in Boston (hier die Betrachtung der Lebensgeschichten von Mitgliedern der »Nortons«, der »corner boys« sowie der höher gestellten »college boys«; Whyte, 1943/1981, insb. 7-98).

³ Damit verbunden sind freilich die Gefahren der Doppelrolle, wie sie in der Figur des distanzierten Beobachters einerseits und einer zunehmend distanzlosen Teilnehmerrolle sowie in der Identifikation mit dem zu untersuchenden Gegenstandsfeld und seinen Akteuren andererseits liegen können.

⁴ In den Auseinandersetzungen zwischen Sozialer Arbeit und Soziologie scheinen besonders die Annuals der National Conference for Charity and Corrections (NCCC) und der International Conference for Social Work (ICSW) aufschlussreich. Zu dieser Verbindung, etwas präziser gesagt zur Frage, welche Rolle die qualitative Sozialforschung für die Entstehung der Disziplin und der Profession Sozialer Arbeit spielt, arbeitet derzeit Dayana Lau in ihrem Dissertationsprojekt (vgl. Lau, 2011). Sie verfolgt die spannende Grundthese, dass sich die Soziale Arbeit, insbesondere nach dem Konflikt zwischen Hull-House und den Chicago-Soziologen von der zunehmend zur Disziplin

In Deutschland ist der Ansatz der Sozialraumorientierung aus der Kritik an der Gemeinwesenarbeit der 1960er und 1970er Jahre hervorgegangen (Galuske, 2007: 99 ff.; Hinte/Treeß, 2007). Wesentlich beeinflusst wurde er von den Arbeiten zur Sozialökologie Bronfenbrenners (Bronfenbrenner, 1981), von den Überlegungen der lebensweltorientierten Sozialen Arbeit (Thiersch, 1992; Grunwald/Thiersch, 2004), von der neueren Gemeinwesenarbeit (Hinte, 2001b; Hinte/Treeß, 2007; Oelschlägel, 2004) sowie vom Empowerment-Ansatz (Herriger, 2006; Theunissen, 2009).

Den Mitarbeitern am Institut für Stadtteilbezogene Soziale Arbeit und Beratung (ISSAB, Universität Essen) steht der Verdienst zu, im Rahmen der Kinder- und Jugendhilfe ein Fachkonzept Sozialraumorientierung entwickelt zu haben. In jenem Fachkonzept lenken Hinte und Mitarbeiter den Fokus nicht mehr allein auf die Einzelpersonen und auf ihren individuellen Hilfebedarf, sondern auf die Bedeutung der Stärken und Ressourcen von Gemeinden oder denen eines Stadtteils samt seiner Bewohner.

Essener Sozialraumkonzept

Das so genannte *Essener Sozialraumkonzept* versucht in fünf Kernprinzipien den personenbezogenen Ansatz mit einer sozialökologischen Perspektive in Verbindung zu bringen und damit den »Fall im Feld« (Hinte, 2001a) zu kontextualisieren. Ausgehend von der Orientierung an den Bedürfnissen und am Willen des einzelnen Menschen (1) tritt die aktivierende Arbeit (Betroffenen- bzw. Fallaktivierung) vor die Betreuung (und damit der Fallerhaltung bzw. Fallkonservierung) (2). Das heißt jedoch nicht, dass die Fallarbeit zugunsten der Sozialraumorientierung, wie es der Name irritierender Weise suggeriert, aufgegeben wird. Das Konzept fängt bei den Bedürfnissen, Interessen und Wünschen des Menschen an, nicht beim Raum. Denn es macht einen »qualitativen Unterschied, ob man sich vom Blickwinkel der vorhandenen Institutionen aus zum Gemeinwesen hin orientiert [Top-down]; d. Verf.] oder ob die Ausgangsbasis die Familien und die lokalen Gemeinden sind, bei denen die Verantwortung liegt und bleibt und die von Diensten und Einrichtungen in ihrer eigenen Verantwortung unterstützt werden [Bottom-up; d. Verf.]« (Wegner-Schneider, 2011, 48). Der Mensch oder eine Gruppe soll sozusagen »Bottom-up« entscheiden, wie er/sie leben möchte. Eben darauf sollten die Bedingungen

und Strukturen zugeschnitten werden. Dabei wird das Eingebundensein des Menschen in den sozialen Raum und seine Ressourcen (Nachbarschaften, Interaktionssituationen, Natur, Plätze, Straßen, Cafés, Geschäfte etc.) berücksichtigt (3). Überhaupt scheint das gesamte Konzept mit der Entfaltung bzw. Beschränkung einer sozialen und kulturellen Beteiligungs- und Interaktionskultur zu stehen bzw. zu fallen. Aktivitäten sind zielgruppen- und bereichsübergreifend angelegt (4). Sie sollen u.a. die Kooperation, Vernetzung und Integration unterschiedlicher Akteure und Akteursgruppen fördern. Gemeint sind hier unterschiedliche soziale Dienste, Professionelle, Ehrenamtliche, bürgerliches Engagement, Aktionen, Projekte etc. (5). Hat man diese fünf Kernpunkte des Sozialraumkonzeptes vor Augen, gilt es zu bedenken, dass räumliche Nähe nicht selbstdäufig Nachbarschaften im Sinne der Aufnahme, Gestaltung und Pflege sozialer Beziehungen stiften muss. Häußermann/Siebel (2004: 115) argumentieren aus stadtsoziologischer Sicht mit den Prinzipien der »Freiwilligkeit und Qualität« von sozialen Beziehungen und/oder Beziehungsnetzen, die sich – für uns durchaus nachvollziehbar – einer räumlichen Platzierung nahezu vollständig entziehen können.

Zeitlich unwesentlich später hat das Sozialraumkonzept Eingang in anderen Arbeitsfeldern sozialer Dienste gefunden: in der Arbeitsmarkt- und Beschäftigungspolitik (Stöcken/Stremmlau, 2009), in der interkulturellen Arbeit (Straßburger/Bestmann, 2008), in der Engagementförderung (Fehren, 2008), in der Altenhilfe und Altenarbeit (Engel, 2001; Dörner, 2007) sowie im Quartiersmanagement (Grimm/

heranwachsenden Soziologie abgespalten hat, sie jedoch für sich beanspruchte, für individuelle Problemlagen unverzichtbare Krisenlösungsmuster anzubieten. Damit sah sich die Soziale Arbeit vor die Aufgabe gestellt, eine ganz eigenständige erfahrungs- und theoriegeleitete Wissensbasis zu generieren (vgl. Lau, 2011: 3).

Hinte/Litges, 2004). Allerdings, so muss hier kritisch angemerkt werden, besteht in den Fachdiskussionen kein einheitliches Begriffsverständnis. Der Begriff Sozialraum und die Sozialraumkategorien bleiben weitgehend unscharf. Diese Unschärfe kommt möglicherweise vor dem Hintergrund einer Affinität und einer bisweilen laienhaften, der Tendenz nach vielleicht sogar austauschbaren Verwendung hin zu anderen sozialtheoretischen Begriffen, Konzepten und Diskurssträngen, wie Lebenswelt, Lebensraum, Nahraum, Stadtteil, Netzwerk usw. zustande. Auch sehen wir einige zentrale Gründe und Schwierigkeiten, die es nicht ohne Weiteres erlauben, die Sozialraumkonzeption einfach auf die Behindertenhilfe zu übertragen. Dazu kommen wir später.

Zur Diskussion der Sozialraumorientierung in der Behindertenhilfe

Der Begriff der Sozialraumorientierung vermittelt üblicherweise »eine infrastrukturelle Vorstellung. (...) Anders als bei der Lebensweltorientierung ist der Denkanlass nicht auf das Individuum gerichtet, sondern auf den geografischen und administrativen Bezug, auf dessen Grundlage Infrastruktur betrachtet wird« (Merchel zit. n. Schwarte, 2010: 5 f.). In der Sozialen Arbeit wird jedoch davon ausgegangen, dass Sozialraumorientierung und ein territoriales bzw. infrastrukturelles Gebiet (z. B. Stadtteil, Wohnviertel) zusammengehören, aber nicht identisch sind (Hinte/Treeß, 2007: 29 ff.). Mit dem Begriff des Sozialraums sollen nämlich auch Inhalte erfasst werden, insbesondere soziale Beziehungen und die Art und Weise, wie Menschen sich selbst einen Lebensraum aneignen, ihm eine subjektive Bedeutung zuschreiben, ihn gestalten und nutzen (ebd.).⁵ Durch Netzwerkanalysen zeigt sich, dass Lebensräume, soziale Netze und Beziehungen für Menschen auch von großer Bedeutung sein können, wenn sie außerhalb, ja fernab vom vertrauten Wohnviertel oder Stadtteil liegen (Straus, 2004). Solche »subjektbezogenen und qualitativen Aspekte« (Deinet, 2002: 31 f.) lenken den Blick auf selbstbestimmte Lebenswelten, die sich räumlich ausdifferenzieren können. Insofern werden die Subjektperspektive des Lebensweltbezugs sowie die Alltagsorientierung nicht übergangen, wenngleich die Sozialraumorientierung eher zu einer räumlichen Konnotation verleitet.

Von zentraler Bedeutung ist die Beobachtung, dass bei geringer Mobilität und schwachen materiellen Ressourcen Lebenswelten und Sozialraum »tendenziell stärker in Übereinstimmung stehen« (Merchel zit. n. ebd.: 32). Das betrifft vor allem alte BürgerInnen, die schon über Jahrzehnte in ihrem Stadtteil leben, behinderte Menschen mit einem schwach ausgeprägten sozialen Netzwerk sowie Familien in Armut oder sozialer Benachteiligung.

⁵ Für diese Bedeutung spricht die empirische Untersuchung von Gode-Luerßen (2010), die sich mit Raum, Ortsbezügen und Nachbarschaft am Beispiel der Zerstörung von Heimat und ihrem Einfluss auf die Lebensgeschichte und biografischen Entwicklung der davon betroffenen Menschen beschäftigt hat. Im Zuge von Dorfzerstörung und Relokalisierung durch den Braunkohletagebau spielt in der Studie auch die Relevanz der Raumerfahrungen sowie Raumgestaltung im Zuge der Umsiedlung eine Rolle (individuell wie kollektiv einschneidende, krisenhafte Erfahrungen des Verlustes, aber auch solchen der kreativen Neuaneignung, einem ineinander greifen von Lebensgeschichte und sozialräumlicher Gestaltung; dazu Gode-Luerßen, 2010, Kap. III, insb.: 215-363 und 427-444).

Vor diesem Hintergrund gilt das Interesse der Behindertenhilfe insbesondere dem konkreten Wohnumfeld, Wohnviertel, Quartier oder Kiez wie auch kleinen, überschaubaren Gemeinden, d.h. den Orten, wo es mitunter täglich zu regelmäßigen (nachbarschaftlichen) Kontakten kommen kann, wenn zum Beispiel Menschen aus einem Stadtteil immer wieder den wöchentlichen Stadtteilmarkt, den lokalen Supermarkt, »ihren« Bäcker oder andere vertraute Orte aufsuchen (Seifert, 2010; 2011a: 80 f.).

Dieser Blick auf den sozialen Raum, der mit der Bewegung *Community Care* (Maas, 2010), mit Perspektiven und Anlagen für ein Mehrgenerationenwohnen (Theunissen, 2009: 385 ff., 417 f.) oder mit dem Konzept der Nachbarschaftshäuser (Seifert, 2011b: 219) korrespondiert, stößt auf wachsendes (kommunal-)politisches Interesse, wenngleich hier mit dem Begriff des Sozialraums zumeist eine »Stadtplanungs- und Verwaltungskategorie« (Schwarze, 2010: 5) assoziiert wird, »etwa zur Kennzeichnung von Stadtbezirken oder Stadtteilen« (ebd.). Zur Finanzierung von sozialstaatlichen Leistungen scheint die Sozialraumorientierung für kommunale Kostenträger attraktiv zu sein, um durch eine geschickte Budgetierung »komplexer Leistungen« und Vergabe eines Sozialraumbudgets für ein ganzes Jahr an einflussreiche (große) Träger, die sich kostengünstig auf dem Sozialmarkt anbieten, Haushalte »deckeln« bzw. entlasten zu können (Dahme/Wohlfarth, 2002; Schipmann, 2002). An dieser Stelle drängt sich der Eindruck auf, dass die Politik den Ansatz der Sozialraumorientierung instrumentalisiert, wenn sie die sozialstaatliche Verantwortung in den sozialen Nahraum durch Stärkung von Eigenverantwortung der BürgerInnen zu verlagern versucht – und dies ganz nach dem neoliberalen Motto, dass Menschen selbst für ihr Schicksal verantwortlich seien (Otto/Ziegler, 2004; Röbke, 2005).

Derlei Vereinnahmungsversuche werden im Lager der Sozialen Arbeit scharf kritisiert (Hinte, 2001b: 126 f.). Immerhin besteht die Gefahr einer inhaltlichen Aushöhlung des Konzepts, folglich sozusagen der Beraubung ihrer ursprünglichen Anliegen und ihres eigentlichen Richtungssinns. Unterschiedlich bewertet wird hingegen die Reduktion der Sozialraumorientierung auf (stadtteilbezogene) Sozialraumbudgets. Neben kritischen Einwänden gibt es sehr wohl auch Stimmen von sozialen Dienstleistern, die einer Sozialraumbudgetierung grundsätzlich aufgeschlossen gegenüberstehen und Aspekte hervorheben, die für eine moderne, »feldbezogene« Kinder- und Jugendhilfe bedeutsam sind. Das betrifft zunächst einmal Finanzierungsmodelle, die neben der so genannten »fallbezogenen« Finanzierung zu 80 bis 90 Prozent eines Gesamtbudgets auch zu zehn bis 20 Prozent Mittel für eine »fallübergreifende« und »fallunspezifische« Arbeit vorsehen. Damit soll nicht mehr dem »Trend der Individualisierung und Therapeutisierung« (ebd.: 219) gefolgt werden. Vielmehr soll durch niedrigschwellige, flexible Angebote – wie zum Beispiel Krisendienste, Anlaufstellen (Stützpunkte) für Beratung, Aufbau und Pflege sozialer Netzwerke oder auch spezielle Maßnahmen wie »Schüler helfen Schülern«, Hausarbeitenbetreuung, Mütterkreise oder Stadtteilfeste – eine präventive Soziale Arbeit im Gemeinwesen realisiert werden.

Vertragspartner sind im Rahmen der Sozialraumbudgetierung Leistungsanbieter und Kostenträger, die gemeinsam ein Budget für von ihnen selbstbestimmte Leistungen aushandeln, wobei eine Betroffenenbeteiligung innerhalb der individuellen Hilfeplanung vorgesehen ist, um die Interessen, Ziele, Lebenslagen und Lebensstile der Adressaten zu berücksichtigen (Schäfer, 2005: 50 f.). Diesbezüglich müssen allerdings vier Aspekte kritisch gesehen werden:

1. die Bildung von Sozialindikatoren bzw. einer Bemessungsgrundlage für Sozialraumbudgets, »letztlich handelt es sich bei der Zuweisung von Budgets immer um politische Entscheidungen und nicht um sozialplanerisch abzuleitende Finanzvolumina« (Wohlfahrt, 2002: 29 f.). Ferner fehlen (annähernd einheitliche) Kriterien, wie etwas »zwischen« der Einzelperson und einem Raum finanziert werden soll, wobei es nebenbei bemerkt zu einer Art »paradoxen Umkehr« kommen kann, wenn die Träger mit zunehmender Finanzierung des Sozialraumes an zunehmend weniger Menschen in der Einzelbetreuung/Einzelbegleitung interessiert sind. Hier kann gleichermaßen eine Zerschlagung der inneren Strukturen des Anbieters drohen. Das Problem potenziert sich vor dem Hintergrund fehlender Verknüpfungsvorstellungen verbunden mit der Frage, wie sich die pädagogisch-methodischen Prinzipien des Fachkonzepts konkret mit den sozial-, institutions- und verwaltungspolitischen Konsequenzen vereinbaren, verbinden oder gegebenenfalls auch ausschließen lassen.
2. die Vergabepraxis der Budgets, die die Gefahr einer »Trägerexklusivität« und »Wettbewerbsverzerrung« birgt, bei der sich vor allem kleine Dienstleistungsanbieter benachteiligt oder ausgegrenzt fühlen (Krölls, 2001: 13 f.; Wohlfahrt, 2002: 31 f.). Gerichtsurteile sind hier eindeutig, indem sie Kostenträgern auferlegen, bei der Aushandlung von Sozialraumbudgets auf die Trägerpluralität und Angebotsvielfalt zu achten. Nicht ganz problemlos kommt hier auch wieder die Vorstellung von der geografischen Abgrenzung ins Spiel, die einen Konkurrenzdruck der Anbieter nicht nur »klammheimlich« suggeriert, sondern diesen ungewollt (und sich unsolidarisch entfaltend) vielleicht sogar verstärkt.
3. die unpräzise Formulierung praktischer Bedingungen für eine Umsetzung der Sozialraumkonzeption, d.h. Begehung, Prüfung und Dimensionierung der »objektiven« Bedingungen vor Ort, wie Barrierefreiheiten, Einkaufsmöglichkeiten, Nachbarschaften,

Kino, Sportangebote, Einzelprojekte, wie Kleinkunst, Laientheater, Tanzgruppen, Kunstschaffende etc. Darüber hinaus ist es gut möglich, dass der Sozialraum eine gewisse traditionelle Verankerung benötigt (wie das z.B. in der Berliner Kiezkultur der Fall ist), die ihm ihre soziale Stabilität und Dignität verleiht. Zudem scheint es gravierende Unterschiede in den sozial-kulturellen Traditionen der alten und neuen Bundesländer zu geben, die – vorausgesetzt, der Sozialraum soll einige Zeit bestehen bleiben – nicht außer Acht gelassen werden dürfen. Die z.B. in Teilen Baden-Württembergs agierenden Bürgervereine tragen bereits lange Zeit, und das geradezu selbstverständlich, ihre Macht und ihren Einfluss in die Gestaltung und in den Schutz ihres Wohnviertels, während Bürgervereine oder Bürgerinitiativen in Sachsen-Anhalt ihre Arbeit offiziell und unkontrolliert erst mit dem gesellschaftlichen Umbruch 1989/90 aufnehmen konnten. Zudem scheint es eine Tendenz zu geben, Bürgervereine oder Bürgerinitiativen speziell dann ins Leben zu rufen, wenn Protest oder Widerstand gegen unliebsame Projekte, zumeist Großprojekte, angesagt ist (Flughafenbau, Verkehrs- oder Städtebauplanungen, Flussbegradigungen, Kraftfahrzeuglärm wegen fehlender Umgehungsstraßen etc.).

4. die unzureichende Partizipation von Betroffenen, indem dem Anschein nach allzu oft »über ihre Köpfe hinweg« Maßnahmen oder Angebote implementiert werden. Stattdessen wird (auch) von juristischer Seite nahe gelegt, das Wahl- und Wunschrcht der Hilfeempfänger zu beachten (vgl. Apitzsch, 2005; Plaßmeyer, 2009; VG Lüneburg, 2005). Freilich würde es nichts nützen, wenn ein Sozialraum konzipiert würde, in welchem sich der Mensch gar nicht wiederfindet, mit dem er sich nicht anfreunden kann oder den er gar ablehnt. Sozialraum muss in diesem Sinne eine subjektive Kategorie bleiben, die sich aus der konkreten Lebenspraxis der Menschen ergibt (vgl. Seifert, 2010).

Dieser vierte Aspekt lenkt den Blick auf die Stimme und die Situation der Betroffenen, d.h. »auf die Notwendigkeit einer konsequenten Orientierung an den AdressatInnen mit ihren spezifischen Selbstdeutungen und Handlungsmustern in den gesellschaftlichen und individuellen Bedingungen und den sich daraus ergebenden Schwierigkeiten und Optionen« (Thiersch, 2002: 129). Wir stoßen hier auf ein Grundanliegen der lebensweltbezogenen Sozialen Arbeit, an der sich unter anderem auch Spatscheck (2011: 4 f.) orientiert, wenn er, über Hinte hinausgehend, die eingangs genannten Leitprinzipien der Sozialraumorientierung um das Erkennen und Würdigen der lebensweltlichen Subjektperspektive (v.a. der individuellen

Aneignung von Lebenswelten) erweitert und diese mit der Sozialraumorientierung zu verschränken versucht.

Gerade dieser Aspekt hat für die Behindertenhilfe eine konstitutive Bedeutung: Denn die Sozialraumorientierung in der Behindertenhilfe würde zu kurz greifen, wenn sie die Subjektseite und die Interessen des Einzelnen in seiner primären Lebenswelt vernachlässigt. Deren Bedeutsamkeit unterstreicht Rohrmann (2009: 14): »Das eigene Leben zu leben kann man niemanden abnehmen und man sollte dies auch nicht versuchen. Das einzustehen beinhaltet zunächst einen Respekt vor dem Alltag der Adressaten professioneller Hilfe. In der Gestaltung des Alltags spielt die eigene Wohnung eine zentrale Rolle. Sie markiert am deutlichsten den Eigensinn des Alltags. Als Ort des privaten Lebens, der sich vom öffentlichen Leben abgrenzt, gilt er den meisten Menschen als Ort des Schutzes und als Lebensmittelpunkt und beeinflusst so maßgeblich die Chancen eines gelingenden Alltags.«

Ein Blick auf die aktuelle Sozialraumdebatte im Bereich der Behindertenhilfe lässt den Schluss zu, dass unter Sozialraumorientierung infrastrukturelle und räumliche Aspekte zu sehr fokussiert werden, die den persönlichen Lebensstil und die Bedeutung, Gestaltbarkeit und Pflege der primären Lebenswelt in den Hintergrund treten lassen. Dieser Gefahr begegnen wir gleichfalls bei einer einseitigen Auslegung des SGB IX, wenn das Recht auf Teilhabe am gesellschaftlichen Leben vom Leitziel der Lebensqualität aus der Subjektperspektive und von der »objektiven« Lebenslage abgekoppelt wird. Was zudem stets im Blick gehalten werden muss, ist das Zusammenwirken von Selbstbestimmung, Partizipation, Inklusion und Lebensqualität. Das zu leisten, könnte eine enge Verschränkung der lebensweltbezogenen Behindertenarbeit mit der Sozialraumorientierung versprechen. Unter lebensweltbezogener Behindertenarbeit verstehen wir im Anschluss an Theunissen (2012) einen Ansatz, der 1. darauf angelegt ist, die persönliche Lebensgestaltung und -verwirklichung sowie die subjektiv erfahrene Wirklichkeit eines behinderten Menschen zu verstehen, die uns nicht nur Probleme, Widrigkeiten eines erlebten Lebens, sondern ebenso Lebensgelingen oder positive Seiten erlebten Lebens vor Augen führen kann, 2. die Wirklichkeitskonstruktion des Subjekts nicht losgelöst von Lebensbedingungen (z. B. Arbeits- und Wohnsituation, finanzielle und materielle Ressourcen, mitmenschliches, soziales und infrastrukturelles Umfeld, soziokulturelle Normen) betrachtet, sondern reziproke Zusammenhänge reflektiert, 3. die »Alltäglichkeit« (Thiersch) durch Alltagserfahrungen, Erwartungen, Hoffnungen, Befürchtungen, Aneignungsformen, Bewältigungsmuster, den Modus des Verstehens und Handelns im Alltag, das Erleben im Alltag u. a. m. zu erschließen versucht und dabei »Alltagswelten« reflektiert, in denen sich die Alltäglichkeit abspielt, zum Beispiel in der Familie, Schule, Arbeitswelt oder Öffentlichkeit und 4. die eine sozioökologische Sicht zugrunde legt, die sich »mit der fortschreitenden gegenseitigen Anpassung zwischen dem aktiven, sich entwickelnden Menschen und den wechselnden Eigenschaften seiner unmittelbaren Lebensbereiche [befasst, d. Verf.]. Dieser Prozess wird fortlaufend von den Beziehungen dieser Lebensbereiche untereinander und von den größeren Kontexten beeinflusst, in die sie eingebettet sind« (Bronfenbrenner, 1981: 37). Demzufolge sind all jene Maßnahmen in der Behindertenhilfe als verfehlt zu betrachten, die behinderten Menschen bestimmte Lebenswelten und Standards vorsetzen und dabei die aktiven Aneignungsmöglichkeiten, eine sinnerfüllte, selbstbestimmte Erschließung von Lebensräumen, weithin außer Betracht lassen (vgl. auch Speck, 2003: 271 ff.).

Enge
Verschrän-
kung der
lebenswelt-
bezogenen
Behinderten-
arbeit mit der
Sozialraum-
orientierung

Dies alles im Blick sollte die Behindertenhilfe den fruchtbaren Ansatz der Sozialraumorientierung nicht leichtfertig verschenken, sondern ihn stärker an die Grundzüge der lebensweltorientierten Perspektive binden; nämlich:

- a) Menschen mit und ohne Behinderungen in ihrem sozialen Nahraum aufzusuchen,
- b) Lebenswelten als subjektive Wirklichkeitskonstruktionen betrachten (im grundlagentheoretischen Sinne von Berger/Luckmann, 1987; aber auch im Rahmen qualitativ-empirischer Erhebungen ausgehend vom »interpretativen Paradigma« Wilson, 1973)⁶,
- c) den konkreten sozio-kulturellen Lebensraum und Alltag in seiner Dialektik von gegebenen und veränderbaren Strukturen verstehen, um ein subjektiv bedeutsames, selbstbestimmtes Leben behinderter Menschen in Inklusion professionell unterstützen zu können (dazu auch Grunwald/Thiersch, 2004: 18 ff.).

Damit ließe sich die mit der Sozialraumorientierung einhergehende Gefahr eindämmen, dass die primäre Lebenswelt (das Zuhause) als Stätte der Geborgenheit, des Wohlbefindens und des Selbst-sein-Dürfens vernachlässigt wird und dass in erster Linie Träger der Behindertenhilfe, Wohlfahrtsverbände oder andere professionelle Instanzen über Maßnahmen zur Teilhabe und einen Hilfebedarf in einem sozialen Raum entscheiden. Nach Kronenberger (2007: 7 f., 11) besteht dieses Problem vor allem bei den Sozialraumbudgets, die den Leistungserbringern (Trägern der Behindertenhilfe) »größere Flexibilität« verschaffen, jedoch die Stellung der Leistungsberechtigten (z. B. der behinderten Menschen) schwächen und ihre Abhängigkeit vom Anbieter erhöhen. Genau an dieser Stelle wird deutlich, dass Sozialraumbudgets, wie sie in der Jugendhilfe angedacht und modellhaft umgesetzt werden, nicht problemlos auf die Behindertenarbeit übertragen werden können (vgl. auch Franz/Beck, 2007: 3).

So ist zunächst einmal der Ausgangspunkt ein anderer, wenn durch Sozialraumorientierung und Sozialraumbudgets Veränderungen oder Modernisierungen der Jugendhilfestrukturen (Wohlfahrt, 2002: 28) herbeigeführt werden sollen, um letztlich durch »fallspezifische« und zugleich »fallübergreifende und fallunspezifische« Angebote, »stationäre Fallzahlen« senken zu können (Schäfer, 2005: 14). Von einer solchen Zielsetzung »präventiv vor ambulant« (ebd.: 41) kann jedoch in der Behindertenarbeit, vor allem bei Menschen mit (schwerer) komplexer Behinderung, nicht ausgegangen werden. Hinzu kommt, dass wir es in der Behindertenarbeit nicht mit »Fällen« zu tun haben, zumindest nicht mit Fällen, wie sie im etablierten Vokabular der Kinder- und Jugendhilfe auftauchen.⁷ Diesen feinen Unterschied sollte man nicht »unter den Tisch« fallen lassen.

Ferner gilt in der Jugendhilfe das Prinzip »ambulant vor stationär« (ebd.), bei dem anscheinend eine Heimerziehung grundlegend wenig zur Disposition gestellt

Stärkere
Bindung an
Lebenswelt-
orientierung

⁶ Soziale Wirklichkeit zu verstehen als eine durch die Interpretationsleistungen der Subjekte in Bezug auf Situationen und auf wechselseitige Interaktionen erzeugte Wirklichkeit (Wilson, 1973: 61 f.). Bezogen auf ein konkretes Forschungsprojekt, das diese methodentheoretische Position voraussetzt, kann die empirische Untersuchung von Menschen mit geistiger Behinderung, deren Psychopharmaka über einen Zeitraum von drei Jahren reduziert wurden, erwähnt werden (dazu Leuchte, 2011 a: 226-228; 2011 b: 20-27).

⁷ Aus diesem Grund sprechen wir auch nicht von einem Case Manager, sondern von einem Unterstützungsmanager oder *community living manager*.

wird (vgl. ebd.: 67 ff.). Wenngleich wir auch in der Behindertenhilfe diesem Prinzip begegnen, ist es dennoch spätestens seit der Behindertenrechtskonvention obsolet geworden.⁸ Stattdessen muss es um ein selbstbestimmtes Wohnen behinderter Menschen gehen, das mit einer Trennung zwischen ambulant und stationär als Barriere für persönliche Wahl- und Entscheidungsmöglichkeiten unvereinbar ist. Daher mehren sich die Stimmen, die für die Abschaffung dieser Trennung plädieren. Einige Kostenträger (z. B. Landschaftsverband Rheinland) haben bereits positiv darauf reagiert.

Darüber hinaus macht es einen Unterschied, ob im Rahmen von Sozialraumbudgets Adressaten an einer individuellen Hilfeplanung beteiligt werden (Schäfer, 2005: 50 f.) oder ob behinderte Menschen im Erwachsenenalter über ihre Lebenszukunft und Ziele im Rahmen einer person-zentrierten Planung (dazu Theunissen, 2012: Kap. V) selbst entscheiden können. Um dieses Selbstbestimmungsrecht durchzusetzen, bedeutet es in enger Verbindung mit der Behindertenrechtskonvention, dass Betroffene selbst Verhandlungspartner mit Kostenträgern und Leitungserbringern sein sollten. Dabei kann z. B. ein Persönliches Budget in Anspruch genommen werden, das die Sozialraumbudgetierung (Jugendhilfe) so nicht kennt beziehungsweise so nicht vorsieht.

All diese Aspekte werden leider in der Sozialraumdebatte im Bereich der Behindertenhilfe weithin übergangen – ein Zeichen dafür, dass manche Organisationen oder Fachkräfte sich anscheinend nicht vom profi(t)zentrierten, trägerorientierten Denken, Planen und Handeln lösen können. Um zu einer tragfähigen sozialraumorientierten Arbeit mit behinderten Menschen zu gelangen, scheint es unabdingbar, dass sich die beruflichen Helfer (Pädagogen, Sozialarbeiter, Psychologen) mit dem Problem der Macht bzw. des Erhalts von Macht, Besitzstand und (fach-)politischem Einfluss sowie mit den stillen Verführungen zum Mächtigsein oder Paternalismus selbstkritisch auseinandersetzen müssen.

Des Weiteren gelingt es durch die explizite Berücksichtigung des Lebensweltbezugs das Spannungsverhältnis von Persönlichem Budget und Sozialraumorientierung besser in den Griff zu bekommen. Auf den ersten Blick scheint nämlich der seit dem 1. Januar 2008 bestehende Rechtsanspruch behinderter Menschen auf ein Persönliches Budget mit dem Ansatz der Sozialraumorientierung kaum zu harmonisieren. Geht es beim Persönlichen Budget um eine personenzentrierte Finanzierung, so rückt die Sozialraumorientierung gerade davon bzw. von der Arbeit mit dem Einzelnen ab, indem sie Träger aufsucht und unterstützt, die interessiert und bereit sind, sozialräumliche Aufgaben zur gesellschaftlichen Teilhabe und Inklusion behinderter Menschen zu übernehmen. Das Persönliche Budget stärkt hingegen die Rolle der behinderten Menschen und nicht die Träger der Behindertenhilfe.

⁸ Dennoch lässt sich nicht leugnen, dass die UN-Behindertenrechtskonvention zwar in Deutschland seit 2009 verbindlich ist, dass das Hilfesystem aber nach wie vor als ein Sondersystem angelegt ist, in dem stationäre Einrichtungen dominieren (vgl. Seifert, 2001a: 75) und die Zahlen behinderter Menschen im Pflegeeinrichtungen mit Versorgungsvertrag nach SGB XI in den letzten Jahren angestiegen sind und weiter ansteigen werden (ebd.: 78).

Zwei Handlungsebenen

Ein Weg aus diesem scheinbaren Widerspruch kann darin bestehen, zwei Handlungsebenen zu unterscheiden, die mit der Behindertenrechtskonvention konform gehen:

1. Die subjektzentrierte Ebene bezieht sich auf personenspezifische Interessen, Wünsche, Bedürfnisse, Stärken, Lernprogramme, Unterstützungsangebote und assistierende Hilfen für ein Arbeiten, Wohnen und Leben in der Gemeinde, deren Finanzierung über das Persönliche Budget erfolgen kann bzw. der Eingliederungshilfe obliegt und die Kommune bzw. Sozialhilfeträger in die Pflicht nimmt, in eine (präventive) sozialraumorientierte (personenübergreifende) Arbeit mit der nichtbehinderten Bevölkerung zu investieren (z. B. Aufsuchen informeller sozialer Ressourcen wie Angehörige, Nachbarn, Geschäftsleute, Vereine und Netzwerkförderung; Sensibilisierung nichtbehinderter Personen, Menschen mit Behinderungen als Nachbarn zu akzeptieren und zu unterstützen). Interessant ist an dieser Stelle ein Beispiel aus den USA, bei dem eine Anschubfinanzierung von 5.000 \$ für eine person-zentrierte Netzwerkförderung in der Gemeinde (*community bridge-building*) zur Verfügung gestellt wurde (Holburn et al., 2004: 67). Auf diese Weise gelingt es einem ersten Schritt der rechtlich kodifizierten Teilhabe (SGB IX) zu entsprechen und Aufgaben zu realisieren, wie sie in der Kinder- und Jugendhilfe unter »fallspezifischer Hilfe« und »fallübergreifender Hilfe« bzw. »fallbezogener Ressourcenmobilisierung« (Hinte, 2008: 17 f.) beschrieben werden. Letztlich geht es hierbei um eine *Teilhabeorientierung*, von der zugleich eine Brücke zur zweiten so genannten lebensraumbezogenen Handlungsebene geschlagen werden kann. Für die entsprechende sozialraumorientierte Arbeit bzw. Unterstützung behinderter Menschen zur Teilhabe im Gemeinwesen können spezielle soziale Dienstleister, private Anbieter, (kleine) Vereine oder Organisationen der Behindertenhilfe oder freien Wohlfahrt, Selbsthilfe- oder Selbstvertretungsgruppen, studentische Projektgruppen unter wissenschaftlicher Anleitung, Freiwilligenagenturen wie auch Bürgervereine aufgesucht und in Anspruch genommen werden. Bereits an dieser Stelle wird deutlich, dass sich die hier anskizzierte »Weiterentwicklung des Unterstützungssystems nicht auf isolierte Hilfebereiche und auch nicht allein auf professionelle Hilfeleistungen beziehen« kann (Rohrmann/Schädler, 2011: 437).

Die wichtigsten methodischen Instrumente für die Arbeit auf subjektzentrierter Ebene, in der die lebensweltbezogene Sicht Eingang findet, sind die *person-zentrierte Planung (person-centered planning)* in Verbindung mit einer *Netzwerkanalyse* (dazu Theunissen, 2012) oder einem *Ressourcenassessment* (Herriger, 2006), die dem behinderten Menschen Regiekompetenz zuschreiben und ihm als Experten in eigener Sache die entscheidende Stimme geben.⁹ Ein entsprechendes Planungsgespräch findet üblicherweise im Rahmen eines Unterstützerkreises (*circle of support*) mit vertrauten, selbst bestimmten Bezugspersonen statt, der von einem Unterstützungsmanager koordiniert und moderiert wird. Die Ergebnisse münden in die Implementierung eines Unterstützungsprogramms, welches einen Mix an professioneller und informeller Unterstützung beinhaltet.

⁹ Bei Menschen mit komplexer Behinderung, die nicht für sich selber sprechen können, haben Bezugspersonen als Stellvertreter eine dialogisch-einfühlende, verstehende und advokatorische Funktion zu übernehmen (dazu Theunissen, 2000: 127 ff.).

Das so genannte *Bamberger Modell* (Eichner, 2007) der Bamberger Lebenshilfswerkstätten gGmbH führt uns plastisch vor Augen, wie eine subjektzentrierte Sozialraumorientierung unter Berücksichtigung von Empowerment-Aspekten, der Stärken-Perspektive, der persönlichen Zukunftsplanung, Ressourcenerschließung, Netzwerkanalyse und -förderung realisiert werden kann.

Des Weiteren lassen sich *Teilhabezentren* als »Verknüpfungskonzepte für Rehabilitationsleistungen und Selbsthilfe im ländlichen Raum« (Schädler, 2011b: 192 ff.) oder *Regional Centers* (dazu Theunissen, 2012) an dieser Stelle verorten. Regional Centers sind non-profit-Systeme in Form von Anlauf-, Beratungs-, Begegnungs- und Koordinationsstellen, die mit behinderten Personen (*persons with developmental disabilities*) eine persönliche Planung durchführen und

Die genannten Beispiele sind wegweisend und signalisieren einen Umbruch, indem nicht mehr von Interessen oder Vorstellungen der Behindertenhilfe aus gedacht, geplant und gehandelt wird, sondern die Rechte und Wünsche behinderter Personen für Unterstützungsmaßnahmen zugrunde gelegt werden.

2. Die lebensraumbezogene Ebene ist nicht direkt dem Einzelnen (im Sinne einer personenzentrierten Unterstützung) zugeordnet, sondern sie nimmt Kontexte, d. h. öffentliche Plätze und Einrichtungen, Wohnviertel, Stadtteile sowie Menschengruppen, Nachbarschaften, Kommunikationen oder Interaktionen im sozio-kulturellen Feld in den Blick, um kollektive Empowermentprozesse, gesellschaftliche Partizipation und Inklusion zu fördern und zu unterstützen. Der soziale Raum (z. B. Stadtteil) tritt dabei als ein Aktions-, Ermöglichungs-, Lern- und Entwicklungsraum in Erscheinung (Berlin 2008; 2009), der unter präventiven Aspekten, z. B. dem Risiko der sozialen Benachteiligung, Vereinzelung und Vereinsamung, Diskriminierung oder Segregation älterer oder behinderter BürgerInnen vorbeugen sowie den Menschen eines Stadtteils mehr Sicherheit und Lebensqualität bieten soll.

Aktivierungs- und Unterstützungs-funktion

Von hier aus hat die sozialraumorientierte Arbeit eine Aktivierungs- und Unterstützungsfunktion von Partizipation in zweifacher Form wahrzunehmen (Berlin 2009):

(1) für eine gleichberechtigte Partizipation (Teilhabe) aller BürgerInnen am soziokulturellen und politischen Leben (z. B. Ermöglichung und Sicherstellung des mit der UN-Behindertenrechtskonvention rechtlich kodifizierten Zugangs zu allgemeinen Erziehungs-, Bildungs- und anderen öffentlichen Einrichtungen, zum ersten Arbeitsmarkt, zum häuslichen Wohnen im Stadtteil für Menschen mit Behinderungen) und

auf dieser Grundlage entsprechende Dienstleister oder andere Unterstützungsangebote (z. B. informeller Art) vermitteln.

In ähnlichen Bahnen, wenngleich etwas enger geschnitten, bewegen sich die vom Landschaftsverband Rheinland (Köln) geschaffenen und geförderten *Kontakt-, Koordinations- und Beratungsstellen* (KoKoBe), die ebenfalls eine persönliche Planung ermöglichen und den Weg für eine darauf abgestimmte Umsetzung ebnen (Bradl/Küppers-Stumpe, 2009: 72 ff.). Der Landschaftsverband Rheinland als Deutschland größter überörtlicher Sozialhilfeträger geht hierbei mit seiner Individuellen Hilfeplanung (IHP-3) in die richtige Richtung, wenn er mit diesem Ansatz sowohl eine personenzentrierte Sicht und Unterstützung als auch auf den Sozialraum der Person orientierte Maßnahmen fördert.

Menschen mit Lernschwierigkeiten und anderen Behinderungen, SprecherInnen einer Selbstvertretungsgruppe, Stadtteilvertreter oder BürgerInnen aus dem lokalen Bürgerverein) zur Erfassung und Analyse eines sozialen Lebensraumes (Stadtteil, Wohnviertel, Gemeinde) durchgeführt werden sollte. Die Auswertung eines solchen Assessments (dazu ebd.: 7 ff.) führt:

- (1) zum Verständnis des lokalen Lebensraumes und seiner Potenziale (z. B. kleine Betriebe, die behinderte Menschen beschäftigen könnten; Altentagesstätte, die alte Menschen mit Behinderung aufnehmen könnte),
- (2) zu spezifischen lebensraumbezogenen Problemen und ihren Ursachen (z. B. Ausschluss behinderter Menschen von allgemeinen Dienstleistungssystemen aufgrund von Vorurteilen und einer Defizitorientierung; Fehlen öffentlicher Bänke und Toiletten),
- (3) zu spezifischen Auswirkungen (z. B. soziale Isolation und Vermeidung von Kontakten behinderter Menschen, die im Wohnviertel leben; Leben in »Parallelgesellschaften«) und
- (4) zu zukünftigen Aktionen, die eine nachhaltige Verbesserung von Lebensräumen und Lebensqualität bewirken sollen (z. B. Öffnung allgemeiner Dienstleistungssysteme und Schaffung lokaler Netzwerke für behinderte Menschen).

Im Rahmen dieser sozialraumorientierten Arbeit¹⁰ hat sich die Unterstützung von »Partizipation als ein Medium von Empowerment« (Nikkhah/Redzuan, 2009) zu bewahren, indem sie nicht in die Falle eines »Top-down-Teilhabe-Modells« (ebd.: 172) tappen darf, welches Partizipation nur im Rahmen von gesetzten Vorgaben bzw. vorgegebenen politischen Beschlüssen ermöglicht (z. B. nach einem Baubeschluss für ein Wohnheim wird behinderten Menschen Mitsprache bei der Wohnhaus- und Umfeldgestaltung eingeräumt), sondern sich dem Bottom-up-Modell einer Partizipation verschreiben muss, das als ergebnisoffen betrachtet werden kann (z. B. werden behinderte Menschen zunächst befragt, ob sie überhaupt in einem Wohnheim leben möchten, bevor Bauentscheidungen getroffen werden).

Je nach individuellem und kollektivem Unterstützungsbedarf (z. B. bei kognitiven Beeinträchtigungen) sieht dieses Modell neben einer advokatorischen Assistenz oder Unterstützung behinderter Menschen »auf Augenhöhe« auch Lernangebote (z. B. Training von »Teilhabe-Fähigkeiten«) vor, um ein größtmögliches Maß an Selbstvertretung zu erreichen (Kothe/Spang, 2006; Seifert, 2011b: 215; Theunissen, 2009: 115 ff.).

Wir können den Arbeitsansatz auf der lebensraumbezogenen Handlungsebene auch unter einer *örtlichen Teilhabeplanung* fassen, wie sie von Rohrmann (2010) vorgeschlagen wird. »Örtliche Teilhabeplanung steht dabei für einen lernorientierten und partizipativen Prozess, in dem sich unter politischer Federführung der Kommunen die örtlich relevanten Akteure auf den Weg machen, die Zielsetzungen eines ›inklusiven Gemeinwesens‹ unter den Bedingungen der spezifischen Örtlichkeit zu verwirklichen« (Schädler, 2011a: 28).

Bottom-up-Partizipation

¹⁰ In ähnlichen Bahnen wie das skizzierte Modell bewegen sich »Sozialraumanalysen« im Rahmen der Berliner »Kundenstudie« (Seifert, 2011b: 218 f.) oder der Ansatz der »Sozialraumerkundung«, wie ihn Gaida und Konieczny (2011: 250 ff.) am Modellprojekt der örtlichen Angebots- und Teilhabeplanung im Landkreis Weilheim-Schongau beschreiben.

Schlussbemerkung

Der skizzierte Ansatz einer Sozialraumorientierung kann nur dann zum Erfolg gereichen, wenn sich Politik und (kommunale) Verwaltung »vom herkömmlichen Verwaltungshandeln« (Berlin, 2009: 6) verabschieden, wenn sie bereit sind, Macht abzugeben und sich statt dem Prinzip des »aktivierenden Staats« dem des »ermöglichen Staats« (Röbke, 2005: 4) verschreiben (z. B. durch Schaffung Freiwilligenengagement fördernder Rahmenbedingungen, Bezugsschaltung von Freiwilligeninitiativen, Einrichtung eines Bürgerhaushalts, Sicherung dauerhafter Beteiligungsformen wie Behindertenbeiräte durch Betroffene, Unterstützung von Bürgervereinen etc.). Gerade »Behindertenbeiräte oder -beauftragte entwickeln sich zunehmend als ›neue‹ politische Akteure, die sich primär Nichtdiskriminierungsprinzipien und weniger den Interessen des etablierten Einrichtungssystems verpflichtet sehen« (Schädler, 2011a: 19). Nichtsdestotrotz können eine Sozialraumorientierung und damit auch Integration und Inklusion nur mit einer Aufgeschlossenheit und Unterstützung von Trägern oder Organisationen der Behindertenhilfe und anderen Instanzen der sozialen Wohlfahrt sowie der breiten Bürgerschaft aus dem Stadtteil oder der Gemeinde gelingen.

Vor diesem Hintergrund gibt es mittlerweile auf dem breiten Feld der Sozialraumorientierung ein buntes Bild an Beispielen und Projekten, die bereits unüberschaubar geworden sind: die Aktion Menschenstadt, die bereits vor etwa 30 Jahren vom Behindertenreferat der Evangelischen Kirche Essen ins Leben gerufen wurde (Herrmann, 2009); Kindertagesstätten, die »offene Treffs«, Mütterkreise, Tauschbörsen oder Flohmärkte anbieten; die Öffnung von Sportvereinen für Integration und Freizeitgestaltung, lokale Begegnungsstätten »offene Cafes« oder »offene Kultur-Treffs«, inklusive Begegnungs- und Kulturprojekte (dazu Fietkau u. a., 2009: 101 ff.), Initiativen wie »Ehrenamt Rückwärts« von der Lebenshilfe Viersen e. V. (2010), bei der es um »Freiwilligendienste« behinderter BürgerInnen geht u. v. m. Als besonders erfolgreich gelten kleine Projekte. So ergreifen zum Beispiel auf der Grundlage bürgerschaftlichen Engagements immer mehr Schulen und Vereine selbst Initiativen, um Freizeitangebote für Menschen mit und ohne Behinderungen zu organisieren. Häufig haben engagierte Personen gute Beziehungen vor Ort zu Wirtschaft und Politik. Über solche persönlichen Kontakte lassen sich soziale Angebote häufig einfach und recht unbürokratisch regeln. Solche Prozesse gilt es zu unterstützen und wert zu schätzen. Ein Beispiel aus Villingen zeigt, dass nach dreijähriger systematischer Gemeinwesenarbeit (durch Begegnungstage, Nutzung pastoraler Räume, Kontakt zu Vereinen, Schulen, runder Tisch) 200 BürgerInnen, z. B. pädagogische Kräfte aus Kindertagesstätten, Schulleiter/innen, Journalisten, Polizisten oder GemeindehelferInnen, als Multiplikatoren fungieren und im Sinne der Behindertenrechtskonvention Öffentlichkeitsarbeit und Bewusstseinsbildung betreiben. Denn Inklusion kann nur dann fruchtbar werden, wenn auch »Barrieren in den Köpfen« beseitigt sind. Solidarität, Gemeinsinn, die Bereitschaft für ein freiwilliges soziales Engagement sowie zivile Verantwortlichkeit sind nämlich in unserer Gesellschaft gegenüber behinderten Menschen noch keineswegs selbstverständlich (Seifert, 2001: 211).

Für die hiesige Behindertenhilfe ergibt sich die Notwendigkeit der Neustellung ihrer Arbeit, indem sie sich von ihrem bisherigen institutionsbezogenen Denken, Planen und Handeln löst und die Zusammenarbeit mit allgemeinen Dienstleistungssystemen sowie Kooperationen mit freiwilligen Helfern und nichtbehinder-

ten BürgerInnen als Partner und Unterstützer aufsucht. Diese Umorientierung und Hinwendung zu einem Sozialraum ist angesichts der Selbstverzweckung des Systems der Behindertenhilfe nicht einfach, aber zur Förderung einer inklusiven Gesellschaft und inklusiven Kultur unabdingbar. Wir können hier einiges am Beispiel USA, wo das freiwillige bürgerschaftliche Engagement Tradition hat, lernen (Theunissen, 2012). Bemerkenswert ist, dass durch die Einbeziehung freiwilliger Helfer in ein Unterstützungssystem ein hohes Maß an Lebensqualität und Kundenzufriedenheit erreicht werden kann. Freilich darf die Subjektseite (die Stimme des behinderten Menschen) im Rahmen der sozialraumorientierten Arbeit nicht übergangen werden. Daher macht es Sinn, die Überlegungen der Sozialraumorientierung mit der lebensweltbezogenen Behindertenarbeit stärker miteinander zu verbinden, als das bislang vielleicht der Fall war. In diesem Fahrwasser könnte die Sozialraumorientierung tatsächlich mehr sein als ein euphemistisches Schlagwort, nämlich ein zukunftsweisendes Fortschrittsprogramm für die Behindertenarbeit. Diese Chance zu verspielen wäre ein Kunstfehler für eine Behindertenhilfe, die sich zeitgemäß aufstellen, d. h. dem Recht auf Inklusion und gesellschaftliche Teilhabe behinderter Menschen verschreiben möchte.

Literatur

- Addams, J., 1910: Twenty Years at Hull-House, Urbana/Illinois
- Andersons, N., 1923: The Hobo, Chicago
- Apitzsch, M., 2005: Sozialraumorientierung und Sozialraumbudgetierung – ein Fachartikel in: Jugendhilfe Spezial Diakonisches Werk Hamburg, 1. Ausgabe, März, online: www.diakonie-hamburg.de/fix/files/doc/jugendhilfeSpecial-0105.pdf (Zugriff 5.1.2012)
- Baake, D., 1993: Jugend und Jugendkulturen: Darstellung und Deutung, Weinheim (3. Aufl.)
- Berger, P. L./Luckmann, T., 1987: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt/M.
- Berlin, 2008: Rahmenstrategie Soziale Stadtentwicklung – auf dem Weg zu einer integrierten Stadt(teil)entwicklung in Berlin. Ergebnisbericht 2008, online: www.stadtentwicklung.berlin.de/soziale.../rahmenstrategie (abgerufen: 15.1.2011)
- Berlin, 2009: Rahmenstrategie soziale Stadtentwicklung. Ergebnisbericht 2009. Teil C. Grundlagen und Erfahrungen bei der Umsetzung der Sozialraumorientierung im Stadtteil, online: www.stadtentwicklung.berlin.de/soziale.../rahmenstrategie (abgerufen: 15.1.2011)
- Bielefeldt, H., 2006: Die UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen; Essay No. 5; Hrsg.: Deutsches Institut für Menschenrechte, Berlin
- BMFSFJ – Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.), 1990: 8. Jugendbericht, Drucksache 11/6576; online: www.bmfsfj.de/doku/kjb/data/download_8.Jugendbericht_gesamt.pdf
- Bradl, Ch./Küppers-Stumpe, A., 2009: Gemeinwesenintegration und Vernetzung, in: Schwalb, H./Theunissen, G. (Hrsg.) a. a. O.: 57-75
- Brofenbrenner, U., 1981: Ökologie der menschlichen Entwicklung, Stuttgart
- Budde, W./Früchtel, F./Hinte, W. (Hrsg.), 2006: Sozialraumorientierung. Wege zu einer veränderten Praxis, Wiesbaden
- Caven, R.S., 1928: Suicide, Chicago
- Caldwell, J., 2010: Leadership development of individuals with developmental disabilities in the self-advocacy movement, in: Journal of Intellectual Disability Research, Vol. 54: 1004-1014
- Cressey; P.G., 1932/1972: The Taxi-Dance Hall, Montclair, New York
- Dahme, H.-J./Wohlfahrt, N., 2002: Sozialraumorientierung und Sozialraumbudgetierung: Sparprogramm oder Innovationsimpuls? In: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit 4: 268-274
- Deinet, U., 2002: Der qualitative Blick auf Sozialräume als Lebenswelten, in: Deinet, U./Krisch, R., a. a. O.: 31-44
- Deinet, U./Krisch, R., 2002: Der sozialräumliche Blick der Jugendarbeit, Opladen
- DHG – Deutsche Heilpädagogische Gesellschaft e. V., 2008: Sozialraumorientierung in der Behindertenhilfe (Jülich, Selbstdruck)
- Dörner, K., 2007: Leben und Sterben, wo ich hingehöre. Dritter Sozialraum und neues Hilfesystem, Neu-münster
- Dörner, K., 2010: Leben in der »Normalität« – ein Risiko? In: Theunissen, G./Schirbort, K. (Hrsg.) a. a. O.: 97-102
- Eichner, K., 2007: Sozialraumorientierte Beschäftigung von Menschen mit Behinderung in Betrieben des allgemeinen Arbeitsmarkts. Das Bamberg Modell (pdf-Textdatei u. Powerpoint-Präsentation), online:

- www.bmfsfj.de/doku/kjb/data/download_8.Jugendbericht_gesamt.pdf (abgerufen: 15.1.2011)
- Engel, P., 2001: Sozialräumliche Altenarbeit und Gerontologie, Opladen
- Fehren, O., 2008: Wer organisiert das Gemeinwesen?, Berlin
- Fietkau, S./Kurzenberger, S./Sack, R., 2009: »Teilhabe konkret – Entwicklungen bei der Lebenshilfe in Baden-Württemberg und ihre Motive, in: Schwalb, H./Theunissen, G. (Hrsg.) a. a. O.: 90-109
- Franz, D., 2007: Sozialraumorientierung: Neue/Veränderte Anforderung an die Professionellen, online: www.jamos.de/pr/documents/ReferatFranz.pdf (abgerufen: 9.6.2011)
- Franz, D./Beck, I., 2007: Umfeld- und Sozialraumorientierung. Empfehlungen und Handlungsansätze für Hilfeplanung und Gemeindeintegration, hrsg. v. der Deutschen Heilpädagogischen Gesellschaft, Jülich (Selbstdruck)
- Gaida, M./Konieczny, E., 2011: Sozialraumerkundung – Partizipative Projekte in der Teilhabeplanung, in: Lampke, D./Rohrmann, A./Schädlar, J. (Hrsg.), a. a. O.: 245-256
- Galuske, M., 2007: Methoden der Sozialen Arbeit. Eine Einführung, Weinheim
- Gode-Luerßen, H., 2010: Dorfzerstörung und Relokalisierung durch Braunkohletagebau in konzeptionellen Kontexten von Raum, Ortsbezügen und Nachbarschaft, Dissertation, eingereicht am Institut für Soziologie der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg
- Grawe, H., 2004: Neuropsychotherapie, Göttingen
- Grawe, H./Grawe-Gerber, M., 1999: Ressourcenaktivierung. Ein primäres Wirkprinzip der Psychotherapie, in: Psychotherapeut, Vol. 44: 63-73
- Grimm, G./Hinte, W./Litges, G., 2004: Quartiersmanagement – Eine kommunale Strategie für benachteiligte Wohngebiete, Berlin
- Grunwald, K./Thiersch, H., 2004: Das Konzept Lebensweltorientierte Soziale Arbeit – einleitende Bemerkungen, in: Grunwald, K./Thiersch, H. (Hrsg.): Praxis Lebensweltorientierter Sozialer Arbeit. Handlungszüge und Methoden in unterschiedlichen Arbeitsfeldern, Weinheim: 13-39
- Häußermann, H./Siebel, W., 2004: Stadtsoziologie, Frankfurt/M.
- Herriger, N., 2006: Empowerment in der Sozialen Arbeit, (3. Aufl.) Stuttgart
- Herrmann, G., 2009: Aktion Menschenstadt, in: Schwalb, H./Theunissen, G. (Hrsg.) a. a. O.: 76-89
- Hinte, W., 2001a: Fall im Feld, In: Socialmanagement 6: 10-13
- Hinte, W., 2001b: Sozialraumorientierung und das Kinder- und Jugendhilferecht – ein Kommentar aus sozialpädagogischer Sicht, in: Sozialpädagogisches Institut im SOS-Kinderdorf e. V. (Hrsg.): Sozialraumorientierung auf dem Prüfstand, Dokumentation 1, 125-156, online: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:sos-111-3>
- Hinte, W., 2008: Sozialraumorientierung: ein Fachkonzept für die Soziale Arbeit, Vortrag am 28.5.2008 in Fulda auf dem Fachtag des Instituts für Stadtteilbezogene Soziale Arbeit und Beratung, online: www.fulda.de/.../Sozialraumorientierung_Vortrag_W_Hinte_28_5_08.pdf (abgerufen: 9.6.2011)
- Hinte, W./Treeß, H., 2007: Sozialraumorientierung in der Jugendhilfe, Weinheim
- Hoch, R., 2011: Auf dem Weg zum inklusiven Sozialraum, in: Fink, F./Hinz, T. (Hrsg.): Inklusion in der Behindertenhilfe und Psychiatrie, Freiburg: 217-232
- Jantzen, W./Lanwer-Koppelein, W. (Hrsg.), 1996: Diagnostik als Rehistorisierung, Berlin
- Holburn, S. et al., 2004: The Willowbrook Futures Project: A Longitudinal Analysis of Person-Centred Planning, in: American Journal on Mental Retardation, Vol. 109: 63-76
- Kothe, J./Spang, C., 2006: The Self-Advocacy Handbook. Developed by The Center for Community Partnerships Department of Occupational Therapy Colorado State University, online: www.colostate.edu/Depts/CCP (abgerufen: 14.1.2011)
- Krach, S., 2010: Sozialraumorientierung in der Behindertenhilfe durch stadtteilorientierte Netzwerkarbeit, in: Stein, A.-D./Krach, S./Niediek, I. (Hrsg.): Integration und Inklusion auf dem Weg ins Gemeinwesen, Bad Heilbrunn: 78-88
- Krölls, A., 2001: Die Sozialraumbudgetierung aus jugendhilfopolitischer und jugendhilferechtlicher Sicht, online: www.ev-hochschule-hk.de/uploads/media/Kroells_Vortrag_Sozialraumbudgetierung_01.pdf (Zugriff: 5.1.2012)
- Lampke, D./Rohrmann, A./Schädlar, J. (Hrsg.), 2011: Örtliche Teilhabeplanung mit und für Menschen mit Behinderungen, Wiesbaden
- Lau, D., 2011: Soziale Arbeit und empirische Sozialforschung. Zur Entwicklung der Disziplin sozialer Arbeit in den USA 1889-1928, Unveröff. Exposé zum Dissertationsprojekt, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Institut für Pädagogik, 29.11.2011
- Lebenshilfe Viersen e. V., 2010: Zusammen sind wir ein Teil vom Ganzen. Ehrenamt Rückwärts bringt alle voran, Flyer
- Legewie, H., 1991: Beobachtungsverfahren. In: Flick, U./von Kardorff, E./Keupp, H./von Rosenstiel, L./Wolff, S. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung, München, 189-193
- Leuchte, V., 2011 a: »Der Reiz des Machbaren«. Einige Ergebnisse und Reflexionen aus einem Projekt zur Reduktion von Psychopharmaka bei geistig behinderten Menschen, in: Kulig, W./Schirbort, K./Schubert, M. (Hg.): Empowerment behinderter Menschen, Stuttgart: 223-243
- Leuchte, V., 2011 b: »Luft unter die Flügel«. Empirische Erkundungen in einem Projekt zur Reduktion von Psychopharmaka bei geistig behinderten Menschen. Abschlussarbeit, Fakultät für Geistes-, Sozial- und Erziehungswissenschaften der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg
- Lüpke, K. v., 1994: Nichts Besonderes, Essen (KlarText-verlag)

- Maas, T., 2010: Community Care in der Evangelischen Stiftung Alsterdorf. In: Theunissen, G./Schirbort, K. (Hrsg.) a. a. O.: 141-169
- Merten, R. (Hrsg.), 2002: Sozialraumorientierung. Zwischen fachlicher Innovation und rechtlicher Machbarkeit, Weinheim
- Nikkhah, H. A./Redzuan, M., 2009: Participation as a Medium of Empowerment in Community Development, in: European Journal of Social Sciences, Vol. 11: 170-176
- Oelschlägel, D., 2004: Selbstständig in der Lebenswelt – der Beitrag der Gemeinwesenarbeit, online: www.ash-berlin.eu/hsl/docs/3025/selbststaendigkeit.pdf (abgerufen: 21.5.2011)
- Otto, H.-U./Ziegler, H., 2004: Sozialraum und sozialer Ausschluss. Die analytische Ordnung neo-sozialer Integrationsratiositäten in der Sozialen Arbeit (Teil I u. II), in: neue praxis, 2: 117-135 u. 3: 271-291
- Park, R. E., 1928: The Marginal Man, Chicago
- Park, R. E./Burgess, E. W./McKenzie, R.D., 1925/1987: The City. Suggestions for Investigation of Human Behaviour in the Urban Environment, Chicago
- Petermann, B., 1938: Wesensfragen menschlichen Seins, Leipzig
- Plaßmeyer, F., 2009: Sozialraumorientierung im Raum Osnabrück, online: www.strategiekarte.de/?p=875 (Zugriff 5.1.2012)
- Rausch, G., 1998: Gemeinschaftliche Bewältigung von Alltagsproblemen – Gemeinwesenarbeit in einer Hochhaussiedlung, Münster
- RCEIDKN – Research Center for Educational Innovation and Development Kathmandu, Nepal (2002) Community Empowerment Towards Environmental Sustainability. Community Assessment Report, Annex II, online: www2.unescobkk.org/elib/publications/.../Annex2.pdf (abgerufen 15.1.2011)
- Richmond, M. E., 1917: Social Diagnosis, New York: Russell Sage Foundation
- Richmond, M. E., 1922: What is Social Case Work? An Introductory Description, New York: Russell Sage Foundation
- Röbke, T., 2005: Bürgerschaftliches Engagement und Stadtentwicklung. Sozialraum – Empowerment – Subsidiarität, online: www.wir-fuer-uns.de/landesnetzwerke/be-stadetentwicklung.pdf (abgerufen: 15.1.2011)
- Rohrmann, A., 2009: Ambulant betreutes Wohnen – ein Erfolgsmodell? Online: www.uni-siegen.de/.../beteuteswohnen/vortrag-rohrmann-03-03-2009.pdf (abgerufen: 5.7.2011)
- Rohrmann, A., 2010: Herausforderungen für die Gestaltung eines inklusiven Gemeinwesens, in: Stein, A.-D./Krach, S./Niediek, I. (Hrsg.): Integration und Inklusion auf dem Weg ins Gemeinwesen, Bad Heilbrunn: 63-77
- Rohrmann, A./Schädlar, J., 2011: Von der Anstaltsfürsorge zur Assistenz. Soziale Dienste im Feld der Unterstützung von Menschen mit Behinderungen, in: Evers, A./Heinze, R. G./Olk, T. (Hrsg.): Handbuch soziale Dienste, Wiesbaden: 425-441
- Schädlar, J., 2011a: Full citizenship – Anmerkungen zur Entwicklung der Bürgerrechte von Menschen mit Lernschwierigkeiten, in: Kulig, W./Schirbort, K./Schubert, M. (Hrsg.): Empowerment behinderter Menschen. Theorien, Konzepte, Best-Practice, Stuttgart: 15-30
- Schädlar, J., 2011b: Örtliche Teilhabeplanung im ländlichen Raum, in: Lampke, D./Rohrmann, A./Schädlar, J. (Hrsg.), a. a. O.: 183-198
- Schäfer, G., 2005: Abschlussbericht des Modellprojekts Sozialräumliches Arbeiten und Sozialraumbudgetierung (Stadt Celle), online: www.celle.de/media/custom/342_8065_1.PDF (Zugriff: 5.1.2012)
- Schäfers, M., 2008: Lebensqualität aus Nutzersicht. Wie Menschen mit geistiger Behinderung ihre Lebenssituation beurteilen, Wiesbaden
- Schalock, R. L. et al., 2002: Conceptualization, measurement, and application of quality of life for persons with intellectual disabilities: Report of an intentional panel of experts. In: Mental Retardation, Vol. 40: 457-470
- Schipmann, W., 2002: »Sozialraumorientierung« in der Jugendhilfe. Kritische Anmerkungen zu einem (un) zeitgemäßen Ansatz, in: Merten, R. (Hrsg.) a. a. O.: 127-150
- Schütz, A./Luckmann, T., 1984: Strukturen der Lebenswelt, Bd. II, Frankfurt
- Schwalb, H./Theunissen, G. (Hrsg.), 2009: Inklusion, Partizipation und Empowerment in der Behindertenarbeit, Stuttgart
- Schwarze, N., 2010: Sozialraumorientierung und Behinderung – eine Herausforderung für Sozialleistungsträger, Gemeinden, Einrichtungen und Dienste, Kiel 16.3.2010, online: www.landtag.ltsh.de/lb/daten/sozialraumorientierung-u-behinderung_schwarze.pdf (abgerufen: 13.2.2011)
- Seifert, M., 2001: Auffälliges Verhalten – eine Zumutung für die Nachbarschaft? In: Theunissen, G. (Hrsg.): Verhaltensauffälligkeiten – Ausdruck von Selbstbestimmung? Bad Heilbrunn: 193-222
- Seifert, M., 2010: Das Gemeinwesen mitdenken – Herausforderungen für die Behindertenhilfe, in: Stein, A.-D./Krach, S./Niediek, I. (Hrsg.): Integration und Inklusion auf dem Weg ins Gemeinwesen, Bad Heilbrunn: 32-50
- Seifert, M., 2011a: Inklusiv wohnen – Annäherung aus sozialräumlicher Perspektive, in: Kulig, W./Schirbort, K./Schubert, M. (Hrsg.): Empowerment behinderter Menschen. Theorien, Konzepte, Best-Practice, Stuttgart: 75-86
- Seifert, M., 2011b: Beteiligung von Menschen mit Lernschwierigkeiten an Prozessen der örtlichen Teilhabeplanung für Menschen mit Behinderungen, in: Lampke, D./Rohrmann, A./Schädlar, J. (Hrsg.), a. a. O.: 211-226
- Shaw, C. R., 1930/1966: The Jackroller. A delinquent boy's own story, Chicago/London

- Spatscheck, C., 2011: Methoden der Sozialraum- und Lebensweltanalyse im Kontext der Theorie- und Methodendiskussion der Sozialen Arbeit, online: <http://www.sozialraum.de/spatscheck-theorie-und-methodendiskussion.php> (abgerufen: 28.3. 2011)
- Speck, O., 2003: System Heilpädagogik, München (5. neubearbeitete Auflage)
- Stöcken, G./Stremmel, M., 2009: Sozialraumorientierung und Quartiersarbeit: Beschäftigungsorientiertes Fallmanagement am Beispiel des Jobcenter Kiel, in: Theorie und Praxis Sozialer Arbeit, H. 4: 269-275
- Straßburger, G./Bestmann, S., 2008: Praxishandbuch für sozialraumorientierte interkulturelle Arbeit, hrsg. von der Senatsverwaltung für Bildung, Wissenschaft und Forschung, Bonn
- Straus, F., 2002: Netzwerkanalysen. Gemeindepsychologische Perspektiven für Forschung und Praxis. Wiesbaden
- Theunissen, G., 2009: Empowerment und Inklusion behinderter Menschen. Eine Einführung in Heilpädagogik und Soziale Arbeit, Freiburg (2. erw. Aufl.)
- Theunissen, G., 2012: Lebensweltbezogene Behindertenarbeit und Sozialraumorientierung. Praxiserfahrungen und Unterstützungskonzepte bei Menschen mit Lernschwierigkeiten und komplexer Behinderung, Buch in Vorbereitung (Sept./Okt.), Freiburg
- Theunissen, G./Schirbort, K. (Hrsg.), 2010: Inklusion von Menschen mit geistiger Behinderung. Zeitgemäße Wohnformen – Soziale Netze – Unterstützungsangebote, Stuttgart (2. Aufl.)
- Tiersch, H., 1992: Lebensweltorientierte soziale Arbeit. Aufgaben der Praxis im sozialen Wandel, Weinheim
- Thiersch, H., 2002: Positionsbestimmungen der Sozialen Arbeit, Weinheim
- Thomas, W. J./Znaniecki, F., 1918-1922/1974: The Polish Peasant People in Europe and America, 2 Bd., Chicago
- Trasher, F. M., 1927/1959: The Gang. A Study of 1-313 Gangs in Chicago, Chicago
- VG Lüneburg, 2005: 4 B 50/5, Beschluss vom 20.12.2005, online: www.bapp-berlin.de/.../Beschluss-VG.Lueneburg oder www.dbsh.de/redsys/soztop/urteile/Sozialraum.html (Zugriff 5.1.2012)
- Wehmeyer, M. L./Schwartz, M., 1998: The relationship between self-determination, quality of life satisfaction for adults with mental retardation, in: Education and Training in Mental Retardation, Vol. 33: 3-12
- Wegner-Schneider, C., 2011: Teilhabechancen international – Das CBR-Konzept. In: Fink, F./Hinz, T. (Hrsg.): Inklusion in Behindertenhilfe und Psychiatrie, Freiburg i. B.: 47-66
- Whyte, W. F., 1943/1981: Street Corner Society. Die Sozialstruktur eines Italienviertels, Chicago, Berlin
- Wilson, T. P., 1973: Theorien der Interaktion und Modelle soziologischer Erklärung. In: AG Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Bd. 1, Reinbek: 54-77
- Wohlfahrt, N., 2002: Sozialraumbudgets in der Kinder- und Jugendhilfe, online: www.efh-bochum.de/homepages/wohlfahrt/pdf/Jugendhilfe.pdf (Zugriff: 5.1.2012)
- Zorbaugh, H., 1929: The Gold Coast and the Slum, Chicago

Verf.: Dr. Vico Leuchte/Prof. Dr. Georg Theunissen, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Philosophische Fakultät III, Erziehungswissenschaften, Institut für Rehabilitationspädagogik, Franckeplatz 1, Haus 31, 06110 Halle
E-Mail: vico.leuchte@paedagogik.uni-halle.de;
georg.theunissen@paedagogik.uni-halle.de

Horst Uecker

Der Raum in der Sozialen Arbeit – eine organisationssoziologische Kritik

Der Sozialen Arbeit wird eine räumliche Wende (Kessl/Reutlinger, 2007: 37 ff.) nahegelegt, mit dem Ziel, ihre diesbezüglichen Handlungs- und Gestaltungsoptionen (Reutlinger/Wigger, 2010: 50) zu erweitern. Die Annahme ist, dass der Raum Wirkungen entfaltet, die problematische Lebenslagen evozieren können, weswegen er in der Fallarbeit zu berücksichtigen ist (Reutlinger, 2006: 23; Reutlinger/Wigger, 2010: 253). Dabei sind einerseits Formen politischer Steuerung, andererseits Menschen und konkrete Orte in den Blick zu nehmen. Jenseits dieser Tätigkeiten soll zudem die transdisziplinäre Analyse zum Thema Raum weiter vorangetrieben werden, um die Möglichkeiten und Reichweite der Interventionen angemessen abschätzen zu können (Reutlinger/Wigger, 2010: 46 ff.).

An diesen letzten Punkt knüpfen die folgenden Überlegungen an. Sie fragen nach dem Analysebeitrag, den die systemtheoretisch informierte Organisationssoziologie zum Thema liefern kann, denn selbstreferenziell operierende Organisationen werden in der Raumdiskussion der Sozialen Arbeit bis dato vernachlässigt. Zu diesem Zweck wird die systemtheorieleitende Differenz von Bewusstsein und Kommunikation auf Raum- und Zeitstellen bezogen. Im Anschluss wird gezeigt, dass formale Organisationen das gesellschaftliche Stellenmedium intern hierarchisieren und fest koppeln. Mithilfe der Begriffe »Inklusion« und »Karriere« kann vor diesem Hintergrund sichtbar gemacht werden, dass dieser Sachverhalt auch prekäre individuelle Effekte jenseits ihrer Grenzen zeitigt, was das vertiefte Interesse der Sozialen Arbeit an der Wirkungsweise von Organisationen wecken sollte.

Räumliche Wende

Raum und Zeit

Luhmann definiert Raum und Zeit als Medium »der Messung und Errechnung von Objekten (also nicht: Formen der Anschauung)« (1995: 179). Um dieses Zitat zugänglich zu machen, ist die systemtheoretische Medientheorie kurz darzustellen. Luhmann hat einen Medienbegriff entwickelt, den er von dem der Form abgrenzt. Formen sind fester gekoppelte¹ und gleich wieder verfallende Ereignisse in einem Medium, das der Form gegenüber als lose gekoppelte Elemente derselben Art gedacht wird. Die Unterscheidung von Medium und Form ist im Hinblick auf die Art der Elemente grundsätzlich offen: Man kann an Zahlungen als Formen im Medium des Geldes denken, an Gedanken im Medium der bewussten Vorstellungsmöglichkeiten, an Aufmerksamkeiten, die sich von Bewegungen faszinieren lassen, an soziale Beobachter im Medium der Kommunikation, an Organisationen

¹ Luhmanns Unterscheidung von Medium und Form wurde von Heiders (1921) Medientheorie angeregt, von der auch die Unterscheidung von losen und festen Kopplungen bezogen wurde. Als instruktives Anwendungsbeispiel dieser Theorie sei auf die Form des Kindes verwiesen, das sich als Medium der Erziehung (Luhmann, 2006) deuten lässt.